



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die sogenannte Volksethymologie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die sogenannte Volksetymologie.

Zu den anziehendsten Partieen der Sprachwissenschaft gehört die Etymologie, die Lehre von den Wurzeln und Stämmen der Sprache. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts so ziemlich im Dunkeln tappend und daher bis in die neuere Zeit herein noch vielfach mit Mißtrauen betrachtet, hat sie seit dem Emporblühen der vergleichenden Grammatik festen Boden unter den Füßen gewonnen und ist, neuerdings namentlich durch die Sprachphysiologie unterstützt, zu einer Summe sicherer Lautgesetze gelangt, die sie vor den früheren Irrwegen ein für allemal zu bewahren im Stande sind.

Der Laie freilich, der diese Gesetze nicht kennt, der noch in der alten, abgethanen Weise operirt und seine Schlüsse auf den verführerischen, aber trügerischen Gleichklang der Worte baut, wird auch jetzt noch stillvergnügt das französische feu mit dem deutschen Feuer in Verbindung bringen, wird dauern und geruhen als Zusammensetzungen von dauern und ruhen ansehen, wird unentgeltlich — oder, wie er nach seiner Meinung richtiger schreibt, unentgeltlich — von Geld, gräulich von grau, durchbläuen von blau und ungeschlacht von schlachten ableiten. Diese naiven Worterklärungen werden im Volke nie aufhören, denn sie gründen sich auf das nun einmal auch im ungebildetsten Menschen lebende Sprachbewußtsein, welches sich dagegen sträubt, das Wort als leeren Schall hinzunehmen. Jedes Wort soll Sinn und Verstand haben. In dem fünfjährigen Knaben schon, der die Mutter fragt: „Nicht wahr, der Knecht Ruprecht heißt Ru=precht, weil er eine Ruthe hat und weil er so schöne Sachen gebracht hat?“ regt sich dieses Sprachbewußtsein und wagt seine ersten Schritte, die nicht sicherer und nicht unsicherer sind als die Schritte großer Leute auf diesem schlüpfrigen Boden auch.

Nichts kann einen deutlicheren Beweis von diesem immer im Volke lebendigen und fortwährend arbeitenden Sprachbewußtsein geben, als jene in allen gebildeten Sprachen weit verbreitete Erscheinung, welche die Wissenschaft mit

dem treffenden Worte Volksetymologie bezeichnet hat. Diese Erscheinung besteht darin, daß das Verständniß für die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes im Volksmunde sich allmählich verdunkelt und schließlich ganz verloren geht, daß der Verwitterungsprozeß, dem alle Lautkomplexe unterworfen sind, hierdurch begünstigt und beschleunigt wird, und daß nun, was das Wesentlichste ist, der Volksmund diesen Prozeß so lenkt und leitet, die unverständlich gewordenen Lautkomplexe durch Anlehn, Anklingen lassen, Assimiliren — oder wie man sagen will — an bekannte und verstandene Worte so umbildet und zurechtlegt, bis ein völlig neues und scheinbar wieder sinnvolles Wort daraus hervorgeht. Daß dieses neue Gebilde, bei Lichte besehen, in den meisten, ja fast in allen Fällen nicht nur ebensowenig Sinn hat wie das alte, sondern eigentlich geradezu Unsinn geworden ist, insofern sich die neue Form mit dem alten Begriffe nun gar nicht mehr deckt, darnach fragt das naive Sprachbewußtsein nicht; ihm ist es genug, daß das neu entstandene Wort ihm wieder vertraut und anheimelnd klingt; dabei beruhigt es sich.

Diese interessante und massenhaft in der Sprache vorkommende Erscheinung hat die Sprachwissenschaft in neuerer Zeit sehr oft beschäftigt. Zahlreiche Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften haben Beiträge zur Erörterung derselben gespendet. Zum ersten Male aber hat sie in größerem Umfange einer unsrer trefflichsten Germanisten, Andresen, in einem kürzlich erschienenen prächtigen Büchlein behandelt *), auf welches wir hiermit die Aufmerksamkeit aller, die an der Beobachtung des Sprachgeistes Freude haben, lenken möchten. Das Material der nachfolgenden Darstellung ist zum größten Theile eine Auslese aus der freilich hundertfach reicheren Sammlung des erwähnten Buches; einzelnes hat der Verfasser dieses Aufsatzes aus eigener Beobachtung beigezeichnet; gruppiert hat er den Stoff nach eigenem Ermessen und in einer Weise, die sich für den vorliegenden Zweck mehr zu empfehlen schien, als die Anordnung bei Andresen.

Das oben in Kürze geschilderte Verfahren, welches die Sprache bei der Volksetymologie einschlägt, ist im einzelnen Falle ein sehr mannigfaltiges. Bald lehnt sie Fremdwörter an deutsche Wörter an, bald legt sie sich altdeutsche Wörter, die im Volke nicht mehr verstanden und so gleichsam auch zu Fremdwörtern geworden sind, neudeutsch zurecht, bald sucht sie für ein Fremdwort einen Anhalt in einem andern Fremdworte, bald — sogar dieser Fall findet sich vereinzelt — sucht sie für das gute deutsche Wort eine Stütze im Fremdworte.

*) Ueber deutsche Volksetymologie von Karl Gustaf Andresen. Heilbronn, Gebrüder Henninger, 1876.

Ein klassisches Beispiel für den ersten Fall bildet die scheinbare Zusammen-
setzung *Armbrust*. Das Wort hat weder mit dem Arm noch mit der Brust
etwas zu thun, auch ist es nicht etwa als *Armbrust*, Rüstung oder Wehr
des Armes aufzufassen, wie man es zu erklären versucht hat, sondern es ist
ein bis zu völliger Unkenntniß entstelltes mittellateinisches Wort. Das mittel-
alterliche Latein bildete aus *ballista*, dem bekannten Wurfgeschöß der Römer,
und *arcus*, dem Bogen, die Zusammenfassung *arcuballista*. Diese wurde im
Laufe der Zeit verstümmelt zunächst zu *arbalista*, dann wahrscheinlich zu
arblista, *arblest*, *arbräst*, *arbrost*, von welchen Formen die letzte
urkundlich nachweisbar ist, während auf die übrigen als auf nothwendige
Uebergangsformen wenigstens geschlossen werden kann, und nun ruhte der
Volksmund nicht eher, als bis er das längst nicht mehr verstandene Wort sich
soweit umgemodelt hatte, daß es ihm wieder an deutsche Worte anklang. Der
Wandel, den das Wort durchgemacht hat, erinnert allerdings stark an jene
boshafte Verspottung etymologischer Hirngespinnste, welche das griechische
alopex mit dem deutschen Fuchs durch die Mittelstufen *loplex*, *opex*, *pex*, *pix*,
pax, *pux* in Verbindung setzt, aber dennoch ist nicht im mindesten an der
Richtigkeit der Ableitung zu zweifeln.

Für den zweiten Fall, daß ein nicht mehr verstandenes altdeutsches Wort
an neudeutsche angelehnt wird, bildet das Wort *Leumund* ein instruktives
Beispiel. In der Volksschule wurde uns bei Gelegenheit der Luther'schen Er-
klärung des achten Gebotes bei den Worten „afterreden oder bösen Leumund
machen“ gesagt, *Leumund* sei entstanden aus „der Leute Mund“; in bösen
Leumund komme derjenige, dem „in der Leute Mund“ übel mitgespielt
werde — sachlich sehr richtig, sprachlich total verkehrt. Das Wort stammt her
von der Wurzel *clu*, *ely*, *cli*, altdeutsch *chlu* oder *hlu*, hören, derselben Wurzel,
von der auch unser *Laut* und *laut*, das lateinische *inclytus*, berühmt, und
der *Client*, d. i. der Hörige, abgeleitet ist, und lautet noch im Mittelhoch-
deutschen *liumunt*, d. i. Ruf, Ruhm, Gerücht; die vollklingende Endung wurde
dann, wie in *Jugend* und *Abend*, zu *liument* abgeschwächt, hieraus wurde
liumet und *leumet*, und während sich das Zeitwort *verleumden* natürlich
an die abgeschliffene Form angeschlossen hat, ist in *Leumund* durch die hier
frühzeitig thätige Volksetymologie die volle Endung gewahrt geblieben.

Der dritte Fall, daß das Sprachbewußtsein des Volkes bei der Erklärung
eines Fremdwortes irrthümlicher Weise zu einem zweiten Fremdworte griff,
findet ein merkwürdiges Beispiel in dem Worte *Miniatur*. Wenn wir heute
von „*Miniaturausgaben mit Goldschnitt*“ reden, so ist zehn gegen eins zu
wetten, daß auch gebildete Leute im Stillen dabei die Vorstellung haben, *Miniatur*-
ausgabe müsse, weil es ein Buch in besonders kleinem und zierlichem

Formate bedeute, mit minor, Minute, Minuend u. a. zusammenhängen. Und wie verkehrt ist diese Zusammenstellung! Das Wort hat folgenden Ursprung. Im Lateinischen bedeutet minium den Zinnober oder Mennig, und miniare roth färben; als miniaturae bezeichnete man im Mittelalter die großen, anfangs gewöhnlich roth gemalten Anfangsbuchstaben in den Pergamenthandschriften, und als diese später in reichster Farbenpracht ausgeführt, ja sogar mit kleinen Bildern, die zugleich zur Illustration des geschriebenen Textes dienten, ausgefüllt wurden, so nannte man nun auch diese prächtigen Initialen ebenso wie die darin befindlichen bildlichen Darstellungen Miniaturen. Nun war dem Mißverständniß Thür und Thor geöffnet. Ein Miniaturgemälde mußte nun natürlich dem Wand- oder Staffeleigemälde gegenüber jedes „kleine“ Gemälde bezeichnen, auch wenn es sich nicht in einem Koder befand, und von den Miniaturbildern war zu den Miniaturausgaben, diesen „Mignons“ der Literatur, nur noch ein kleiner Schritt.

Ein interessantes Beispiel desselben Falles haben wir im Laufe des letzten Jahrzehnts vor unsern eignen Augen sich bilden sehen; von sprachkundiger Seite wurde wiederholt auf den volksetymologischen Eindringling in der Presse aufmerksam gemacht, doch halfen alle Warnungen nichts, das einmal irregeleitete Sprachbewußtsein ließ sich nicht mehr auf die richtige Fährte zurückbringen. Im Jahre 1870 konnte man eine Zeit lang keine Zeitung zur Hand nehmen, in der man nicht dem Worte Repressalie begegnet wäre. Man schrieb z. B. bei Gelegenheit der Austreibung von Deutschen aus Paris: „Sollen wir für diese Barbarei Repressalien ergreifen?“ oder „Sollen wir Repressalie üben und Gleiches mit Gleichem vergelten?“ Offenbar leitete man, wie das Doppel-s beweist, das Wort vom lateinischen reprimere, dagegenbrücken, ab und dachte sich unter Repressalie etwas ähnliches wie Pression, Druckmittel oder Nöthigungsmittel. Die Herren Diplomaten und Journalisten waren aber dabei gründlich der Volksetymologie in die Hände gefallen. Die Repressalien, die sie meinten, sollten offenbar die französischen représailles sein — italienisch ripresaglia, spanisch represalia — sie sind abzuleiten vom lateinischen reprehendere, bedeuten Entschädigung, Wiedervergeltung, Rache und sind schlechterdings mit einem r zu schreiben.

Der vierte Fall endlich, daß dem Volksohr ein von Hause aus deutsches Wort an ein Fremdwort anklingt, liegt in Equipage vor. Die meisten werden geneigt sein, hierbei an den mit Pferden bespannten Wagen und folglich an equus zu denken, während das Wort ursprünglich die Ausrüstung eines Schiffes, dann, wie noch im vorigen Jahrhundert, z. B. in Lessings „Minna von Barnhelm“, die militärische Ausstattung, das, was wir heute Equipirung

nennen, bedeutet und während es abzuleiten ist vom deutschen Schiff, das die Franzosen sich zu esquip machten.

Mannigfach wie mit dem sprachlichen Material, verfährt die Volksethymologie natürlich auch mit der Form der Wörter. Bald macht sie ein einfaches Wort zu einem scheinbar zusammengesetzten, bald läßt sie von einem wirklich zusammengesetzten Worte die eine Hälfte unberührt und modelt nur die andere um, bald setzt sie mit dem ursprünglichen Worte, nachdem seine Bedeutung sich verdunkelt hat, zu besserem Verständniß ein zweites zusammen, bald endlich nimmt sie mit der Form gar keine Umwandlung vor, und der volksethymologische Vorgang tritt bloß in der Auffassung des Wortes hervor. Felleisen erscheint uns jetzt wie ein zusammengesetztes Wort, dessen Beziehungen zum Fell allenfalls, zum Eisen freilich durchaus nicht einleuchten wollen; sehr natürlich, denn das Wort ist nur durch den Volksmund aus dem mittel-lateinischen valisia, dem französischen valise zurechtgelegt. Für den zweiten Fall bietet Hagestolz ein klassisches Beispiel. Im Mittelhochdeutschen bedeutet hagestalt, im Altsächsischen hagastold, den „in den Hag gestellten“, d. h. den in ein eingegegtes, umfriedigtes Grundstück gestellten, dort sesshaften und waltenden, vom Herrenhose abhängigen jungen, unverheiratheten Mann. Im „Heliand“ werden die Jünger Jesu durch hagastaldôs bezeichnet. Sowie die Sprache sich der richtigen Ableitung nicht mehr bewußt war, drängte sich in der zweiten Hälfte des Wortes ein Abjektiv hervor, und dies zog den allbekannten Bedeutungswandel, der mit dem Worte vorging, nach sich: der Hagestolz erschien nun als der alte Junggesell, der zu „stolz“, zu ekel, zu wählerisch gewesen und daher allein geblieben war; nach der ersten Hälfte des Wortes fragte man nicht weiter. Dem dritten Falle gehört ein Wort wie Lebkuhen an, das mit dem Leben nichts zu thun hat, sondern dessen erste Hälfte selbst ursprünglich den Kuchen, lateinisch libum bedeutet, und das pleonastisch weitergebildet wurde, nachdem die Bedeutung getrübt war. In ähnlicher Weise sind Walfisch, Kenthier, Maulfisch entstanden; alle drei Thiere wurden ursprünglich schon durch die erste Hälfte der Worte bezeichnet: der Wal, das Ken, das Maul — noch Voß schreibt in der Odysseeübersetzung „Mäuler“ für Maulthiere; zugleich mit dem irregehenden volksethymologischen Triebe machte sich auch hier das Bedürfniß nach Zusammensetzung geltend. Für den zuletzt genannten Fall endlich, daß der Lautbestand des Wortes selbst gar nicht tangirt wird, sondern nur ein Bedeutungswandel vorliegt, kann irritiren, so wie es wenigstens im Volksmunde gebraucht wird, ein Beispiel bilden. Wenn der gewöhnliche Mann sagt: „Laß dich nur nicht irritiren“ oder, wie er wirklich sagt, „irretiren“, so meint er damit unbedingt „irre machen, vom Vorsatze abbringen“, während das lateinische irritare reizen, erzürnen bedeutet.

Hiermit ist zugleich ein drittes Gebiet berührt, auf welchem in der Volksetymologie ein verschiedenes Verfahren möglich ist, nämlich das der Wortbedeutung. Der Weg, den die Sprache hier einschlägt, ist ein dreifacher; für jeden bieten die bisher aufgeführten Beispiele genügende Belege. Entweder wird die Form geändert, aber alles Herumtasten der Sprache nach Anklängen ist nicht im Stande, den ursprünglichen Begriff des Wortes zu alteriren — dies ist bei Armbrust, Leumund, Felleisen, Lebkuchen der Fall; oder es gehen, wie bei Hagestolz, Form- und Bedeutungswechsel Hand in Hand; oder endlich die Form wird festgehalten, während nur in der Verschiebung der eigentlichen Bedeutung der volksetymologische Vorgang sichtbar wird, so bei Miniatur, Equipage, irritiren.

Merkwürdig ist es zu sehen, wie viele fremde Sprachen von der deutschen Volksetymologie in Kontribution gesetzt worden sind, wie viel fremdes Sprachgut unser Volksmund, wie Wackernagel treffend sagte, sich „umgedeutet“ hat. Aus dem ursprünglich griechischen, dann lateinischen *apsis*, d. h. Verknüpfung, Verbindung, Gewölbe, hat der deutsche Bauhandwerker seine Abseite gemacht und bezeichnet nun damit das „abseits“ vom Mittelschiff liegende Seitenschiff. Den lateinischen *carbunculus*, eigentlich die kleine glühende Kohle, dann das rothglühende, bössartige Geschwür, hat sich der Volksmund zum Karfunkel zurechtgelegt, mit offenbarem Anklang an das „funkelnde“ Feuer. Aus dem lateinischen *ligusticum*, d. h. der aus Ligurien stammenden Pflanze, dem Ligusterstrauch, hat das Deutsche, nachdem bereits das Mittelalter es zu *lubisticum* und *levisticum* verstümmelt hatte, endlich Liebstöckel gemacht. Dem Italienischen entstammt unser Scharmügel; es ist die Umdeutschung von *scaramuccia*, französisch *escarmouche*, welches seinerseits wieder vom mittelhochdeutschen *schirmen*, d. h. kämpfen, gebildet ist. Aus dem französischen *rondelle* ist unser Rundtheil, aus dem französischen *planchette*, dem Bretchen, unser Blankseite, die „blank“ polirte, stählerne Niederstange entstanden. Das harmlose Thier, welches die nordischen Sprachen als *hällfras*, d. h. das Bergfrettchen, bezeichnen, haben wir mit dem schnöden Vorwurf der Gefräßigkeit belastet und nennen es Vielfraß. Aus dem slavischen *petschat* haben wir uns, offenbar dem daran befindlichen Griff zu Liebe, ein Petschaft gemacht, aus dem orientalischen *moslem*, einem Partizip desselben Verbalstammes, von welchem auch *Islam* und *Jerusalem* kommen, oder vielmehr aus seiner Pluralform *moslemim* haben wir uns den Muselman geschaffen. Nach einem amerikanischen Worte, das ins Holländische als *hangmac*, ins Französische als *hamac* übergegangen ist, hat der Deutsche sich sein Hängematte gebildet. Selbst das Judenteutsch hat gelegentlich zu unserem volksetymologischen Vorrath beigesteuert, denn das sogenannte Rummelblättchen, das Hazardspiel

der modernen Bauernfänger, welches in dem geschickten Durcheinanderwerfen dreier Karten besteht, ist nichts anderes als das Gimmelblättchen, welches die Gaunersprache nach dem dritten Buchstaben des hebräischen Alphabets, gimel, der auch die Dreizahl bedeutet, benannt hat. Den Boden, auf dem die Volksetymologie gewachsen ist, meint man in diesem Falle fast mit Händen greifen zu können, denn nirgends in der Welt wird der „Kümmel“ so deutlich und sauber „Gimmel“ ausgesprochen wie in Leipzig, und die Leipziger Messe ist ja noch heute das ergiebigste Arbeitsfeld aller Kümmelblättchenspieler.

Einige der interessantesten Umbildungen echt deutscher Wörter, die nicht mehr in ihrer eigentlichen Bedeutung empfunden wurden, sind noch die folgenden. Der *Maulwurf* scheint jetzt seinen Namen vom Maule zu haben; in Wahrheit bezeichnet sein Name ein Thier, welches Erde aufwirft, wie die Formen *moltwerfe* und *moltwurfe* beweisen; denn *molt*, verwandt mit *malen* und *mel*, bezeichnet den Staub. Der *Schachtelhalm* hat mit der Schachtel nicht das mindeste zu thun, sondern ist aus *Schafthalm* entstanden; *Schacht* ist die niederdeutsche Form für das hochdeutsche *Schaft*, das Verhältniß zwischen beiden ist dasselbe wie zwischen *Schlucht* und *Schlucht*, *sacht* und *sanft*, *Lachter* und *Klafter*. Durch eine sehr glückliche Umdeutung ist *Wetterleuchten* aus dem alten nicht mehr vorhandenen *weterleich*, d. h. *Wettererscheinung*, geworden, und durch eine nicht minder glückliche unser *Friedhof*, mit sinniger Beziehung auf den Frieden des Todes, aus dem altdeutschen *vrithof*, der vom *vrithen*, d. h. *schonen*, genannt ist und eigentlich nur einen eingehegten, geschützten Raum bedeutet. In *Weichbild*, dem alten Namen für *Stadtbild* oder *Stadtappen*, ist die erste Hälfte wahrscheinlich nichts anderes als das in allen indogermanischen Sprachen verbreitete Wort für *Ort*, *Flecken*, lateinisch *vicus*; in den zahlreichen englischen Ortsnamen auf *wich*, (*Greenwich*), den zahllosen slawischen auf *wiz*, *witsch*, *iz*, *itsch*, auch in *Braunschweig*, welches aus *Brunonis vicus* entstanden ist, steckt dasselbe Element. Den *Flurschütz* denken wir uns am liebsten mit einer Schußwaffe ausgerüstet und zum Schießen bereit; aber auch hier ertappt uns die Wissenschaft auf einer Volksetymologie, denn wirklich hat er seinen Namen nur davon, daß er die *Flur* schützt.

Ein unererschöpflich reiches Gebiet für ihre Thätigkeit findet die Volksetymologie in den Eigennamen, den Orts- wie den Personennamen. Das keltische *Mediolanum* hat sich der Volksmund zu *Mailand* gemacht, den *lacus Bodamicus*, der nach dem Orte *Bodama* genannt ist, mit dem Nebengedanken an seine bodenlose Tiefe zum *Bodensee*, aus *Vogesus* ist *Wasgau*, aus *Claudii forum* *Klagenfurt* entstanden. Wenn wir *Holstein* vom Holze ableiten, so haben wir Recht, aber den Stein müssen wir fernhalten; die Bewohner von *Holstein*, die *Holsten*, hießen ursprünglich *holtseten*, d. h. *Leute*,

die im Holze sitzen oder wohnen. Der Personenname Weinhold hat weder mit dem Weine noch mit der Huld etwas zu schaffen; die erste Hälfte lautet ursprünglich wini oder wine, d. i. Freund, und ist in vielen deutschen Namen als erstes oder zweites Glied enthalten; die zweite Hälfte heißt eigentlich olt und kommt vom Walten her; auch ihr begegnen wir unter den mannigfachen Verkappungen — wald, bald, hold, gold, sogar holz! — in unzähligen deutschen Namen. Balduin also oder Baldwin ist nichts anderes als die Umkehr von Weinhold, und Archenholz, der Name des bekannten Verfassers der Geschichte des siebenjährigen Krieges, nichts anderes als eine nach einer anderen Richtung ausgewichene Nebenform von Arnold; der erste Theil lautet im Altdeutschen erchen, d. h. wahrhaft, vorzüglich, echt. Die Namen zweier anderer Historiker, Wachsmuth und Rohlrach, sind der eine in der ersten, der andere in der zweiten Hälfte umgedeutet; wach ist aus was, d. h. scharf, rach aus rusch und ruf entstellt. Tellkamp bedeutet ein mit jungen Schößlingen bestecktes Feld und lautet eigentlich telgencamp, Pfotenhauer ist der, welcher die Pfetten, d. h. die Dachbalken des Hauses behaut, Wohlrab, derselbe Name wie Walraff, bezeichnet den Raben der Walfstätt, Sonnenleiter denjenigen, der sich an einer Sonnenleiter, d. h. an einem sonnigen Bergabhänge, Mittentzwei den, der sich mitten zwischen zwei anderen angebaut hat. In Meisezahl ebenso wie in Rübezahl ist das altdeutsche Wort für Schwanz, zagel, erhalten, an Zahl ist nicht zu denken; derjenige also des Geschlechtes Meisezahl, der sich zuerst Mäusezahl schrieb, hat, während er vielleicht an die Gleim'sche Fabel dachte: „Ein milchweiß Mäuschen war einmal in einer großen Mäusezahl“, unbewußt eine richtige und sinnvolle Neubildung geschaffen; hätte er freilich eine Ahnung davon gehabt, so würde er wohl Mausezahl dafür gesagt haben. Auch zahlreiche Straßen-, selbst einzelne Häusernamen sind durch Volksetymologie umgestaltet worden. Jede größere Stadt hat Beispiele davon aufzuweisen; das moderne Publikum ahnt selten, was hinter dem oder jenem alten Straßennamen sich verbirgt, für den Lokalhistoriker ist es eine anziehende Aufgabe, auch dieser Seite der Lokalgeschichte nachzuspüren. Die alte Henstraße Leipzigs, die regio foeni, wie sie im sechzehnten Jahrhundert noch überall in lateinischen Urkunden heißt, ist allmählich in die vornehmere Gainsstraße umgeformt worden; die offizielle Umtaufe hat sich schließlich dem Volksmunde angeschlossen. In Dresden ist aus der ehemaligen Sanitätsgasse eine Bahngasse geworden, in Hamburg aus der Kaffeemacherreihe, d. h. der Straße der Kaffeemacher — Kaffa ist eine Art Taffet — eine Kaffeemacherei! Das „Knabenmärchen“, welches Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt, verlegt er an die sogenannte „Schlimme Mauer“ in Frankfurt; diesen ominösen Namen hatte aber nur der Volks-

mund aus dem Namen des ehemaligen Besitzers *Slymme* gemacht. Ganz dieselbe Verwandniß hat es mit dem abschreckenden Namen des berühmten *Rauhen Hauses* bei Hamburg. Das Haus gehörte ehemals einem gewissen *Ruge*; das plattdeutsche *Ruge's hús* aber klingt, wenn das erste Wort nicht mehr als Eigenname verstanden wird, hochdeutsch genau so, wie jetzt der Name lautet.

Die sämmtlichen hier aufgeführten Fälle von Volksetymologie haben fast ausnahmslos auch in der Schriftsprache Bürgerrecht erlangt, sie sind vollständig durchgedrungen, und keinem Menschen kann es in den Sinn kommen, hier etwa die Sprache meistern und zu der alten Form zurückkehren zu wollen. Von demselben Erfolge sind aber nicht alle volksetymologischen Regungen begleitet gewesen. Bisweilen hat die Wissenschaft ihre bessere Erkenntniß dagegen geltend zu machen gesucht. Sie hat dies bald mit mehr, bald mit weniger Recht, auch bald mit mehr oder weniger Glück gethan. Wenn der Volksmund heute vom *Schlittschuh* redet, so liegt hier allerdings nur eine nachträgliche Anlehnung an *Schlitten* vor; die ältere Sprache kennt nur *schrateschuoch* und *schrittelschuoch*. Der Gebildete, der dies weiß, sagt denn wohl nun auch geflissentlich und auffällig *Schrittshuh*, und so liegen die beiden Formen gegenwärtig geradezu mit einander im Kampfe. Wahrscheinlich wird aber doch die volksetymologische Form schließlich den Sieg behalten. Derselbe Kampf hat sich in neuerer Zeit zwischen *Sündfluth* und *Sinfluth* entsponnen. Unzweifelhaft ist die letztere Form die alte und echte; *sin* bedeutet etwas verstärktes oder dauerndes, wie auch in *Singrün* für *Immergrün*; daher *Sinfluth* die große Fluth. Aber die Volksetymologie ist in diesem Falle, ähnlich wie in dem oben erwähnten Friedhof, einen so glücklichen Weg gegangen, daß man sie ruhig laufen lassen und nicht zur Umkehr zu bringen suchen sollte. Etwas anderes ist es mit *Abenteuer*; hier kann man sich drüber freuen, daß es gelungen ist, die thürichte Schreibung des vorigen Jahrhunderts, *Abentheuer*, die doch jedenfalls nicht bloß eine unorthographische, sondern eine volksetymologische war, insofern sie darauf anspielte, daß die Abenteuer oft am „Abend“ stattfinden und „theuer“ zu stehen kommen, wieder zu beseitigen und uns wieder allgemein das Bewußtsein der richtigen Herleitung von *aventure* heizubringen. In einem Falle aber hat die Schriftsprache das größte Recht, mit Argusaugen darüber zu wachen, daß die volksthümliche Auffassung nicht etwa durchdringe; dann nämlich, wenn das volksetymologische Gewächs jüngeren oder gar jüngsten Datums ist. Ein gemeinschaftlicher Zug aller in die Schriftsprache recipirten Volksetymologien ist der, daß sie aus sehr alter Zeit stammen, daß sie sich in einer Periode gebildet haben, wo die Schriftsprache noch nicht fixirt war. Nur dadurch erklärt sich überhaupt ihre Auf-

nahme in die Schrift und in die Sprache der Gebildeten. Der volksethymologische Trieb stirbt ja aber niemals in der Sprache ab, er treibt heute noch eben so lustig seine Schößlinge, wie vor vierhundert oder vor sechshundert Jahren; aber das ist der Unterschied, daß diese heute sofort als Wildlinge erkannt und sich selbst überlassen werden. Andresen nennt sie die vulgären Volksethymologien. Hierher gehört es z. B., wenn der gemeine Mann das Trottoir zu einem Tretoir macht, weil er es vom treten ableitet, wenn er renoviren zu reenefihren umbildet, was ihm vertraulich an „reene-machen“ anklingt, wenn er egal nicht mit aequalis, sondern mit dem Zahlwort „eins“ zusammenbringt und nun vornehmer Weise dafür einjal sagt, wenn er sich radikal zu rattetahl, famos zu vermoost, seine Cigarre zum Ziehjarn, seine Kanthippe zu einer Banktippe umdeutet. Auch die Charlottenwurst gehört höchstens in die Schriftsprache der Speisewirthe und der Köchinnen; im übrigen weiß man, daß der Rauch französisch échalote heißt, also deutsch höchstens Schalotte heißen könnte. Wenn die Maurer Kapptheil sagen für Kapital, Frontspieß für Frontispiz, so bleibt auch dies auf die Umgangssprache ihrer Kreise beschränkt. Wenn zwei zu Tisch mit einander sitzen und eine Mandel mit doppeltem Kern finden, so sind sie sich in der Aussprache oft nicht klar darüber, ob sie ein Bielliebchen oder ein Philippchen mit einander essen sollen; sollten sie aber das Wort niederschreiben, so würden sie wohl bald ins Klare kommen.

Zahlreiche Blasen solcher vulgären Volksethymologie trieb 1870 die Aussprache der französischen Namen in deutschem Munde — es möge nur an den großen Sieg „bei Lehmanns“ (Le Mans), den ein Packträger in Berlin ausrief, und an den Gasthof „zur blanken Schwalbe“ in der Nähe von Straßburg erinnert sein, den sich die deutschen Soldaten aus cheval blanc umgetauft hatten. Mit Vorliebe verfallen auch die Namen der Arzneimittel dieser volksthümlichen Deutung. Das verkehrte Gold-crème statt des richtigen Cold-crème ist überall im Volke eingebürgert; allbekannt ist aus früherer Zeit die tolle, aber keineswegs unwahrscheinliche Verdrehung des unguentum Neapolitanum, der neapolitanischen Salbe, in „umgewendten Napoleon“. Einen wahren Rattenkönig von Volksethymologien, der schließlich durch eine prächtige vulgäre gekrönt wird, vereinigt sich auf dem pharmaceutischen Namen des Süßholzes; aus dem griechischen glykyrrhiza hat das Lateinische mit Anklang an liquor sich liquiritia gemacht, daraus das Französische réglisse und das Deutsche Läckrigen, beide wieder mit neuen Anlehnungen; der Volksmund in Sachsen aber setzt allem die Krone auf und verwandelt sich das Läckrigen nochmals in — Lufkezel, also ein Diminutio von Lucretia! Die Anekdote von dem Bauer, der im Museum die medicinische Venus anstatt der mediceischen gesehen

haben wollte, ist oft erzählt worden, nicht minder die Geschichte von dem reichen Industriellen, der, nachdem er genug „lockerirt“ hatte, — so sagte er nämlich stets, indem er sich das Lucriren offenbar als eine Art Lockermachen des Geldes in den Taschen anderer Leute vorstellte — sich eine Villa im gothischen Stil bauen wollte, vorher aber nach Gotha reiste, um diese Bauart an der Quelle zu studiren. Von seiner Frau aber erzählt man, sie habe ihrem Dienstmädchen zu Weihnachten im Buchladen die „Geschichte von der frommen Miene“ kaufen wollen; es hatte ihr nämlich jemand die unter dem Titel „Fromme Minne“ bekannte Anthologie empfohlen. Ein sehr komisches Beispiel ist auch noch das folgende: Als Kindern wurde uns ein Liedchen vorgesungen, das mit den Worten begann: „Muttschekuh von Halberstadt — Bring' unserm kleinen Kindchen wat — Wat soll ich ihm denn bringen?“ Unsere kindliche Phantasie malte sich damals die gute Kuh nach Kräften aus, die uns „rothe Schuh' mit Ringen“ und andere Herrlichkeiten bringen sollte. Aber wer verbirgt sich hinter diesem kinderfreundlichen Quadrupeden? Der gute Bischof Buko von Halberstadt, der erst in eine Bu-kuh, dann provinzial gar in eine Muttschekuh metamorphosirt worden war! Im deutschen Lustspiel ist eines der beliebtesten und nachgerade etwas verbrauchten Mittel der Komik diese vulgäre Art der Volksetymologie; die Fremdwörterverwechslungen im Munde gebildeter Hausknechte oder überspannter Blauschürzen gehören durchaus diesem Kreise an. Auch der „Onkel Bräsig“ Fritz Reuter's hat eine Ader vom Volksetymologen dieses Schlages.

Eins hat die vulgäre Volksetymologie mit der in die Schriftsprache aufgenommenen gemein, daß sie nämlich durchaus naiv verfährt. Sie meint in ihrer Unschuld auf dem allein richtigen Wege zu sein. Dies unterscheidet sie auf das bestimmteste von einer andern Art der Wortverdrehung, die bei oberflächlicher Betrachtung mit ihr verwechselt oder vermengt werden könnten, nämlich vom Wortwitz. Der Wortwitz ist stets beabsichtigt; er will eine komische Wirkung erzielen; die vulgäre Volksetymologie dagegen kann komisch wirken und thut es in den meisten Fällen; ihre Absicht ist es aber gewiß nicht. Den Satirikern aller Zeiten ist der Wortwitz eines der beliebtesten Mittel der Komik gewesen; in Deutschland haben im 16. und 17. Jahrhundert namentlich Fischart, Balthasar Schupp, Abraham a Sancta Clara in ihm ihre Stärke gesucht. Wer hätte nicht von Wortverdrehungen gehört, wie Pstotengram für Podagra, manlhängolisch für melancholisch, Altkühmisterie für Alchymisterie? Schiller hat in seiner Capuzinerpredigt in „Wallenstein's Lager“ eine ganze Reihe solcher Späße aus einer der Türkenpredigten des berühmten Wiener Kanzelkomikers entlehnt. Heute leben unsere politischen Witzblätter zum größten Theil vom Wortwitz.

Wird der Wortwitz abgeschmakt, bewahrt er sich nicht einen gewissen wählerischen Zug, sondern greift zu der nächstliegenden, trivialsten Anspielung, so sinkt er zu dem Herab, was man Kalauer nennt, ein terminus technicus, in dessen Geschichte sich merkwürdiger Weise unsere ganze Darlegung noch einmal wie von selbst recapitulirt. Nach dem Pfaffen von Kalenberg, dem Verfasser eines im 15. Jahrhundert erschienenen Schwankbuches nannten die Franzosen ihren calembourg oder calembour, und wenn ihnen dies, wie aus dem Abwerfen des Endbuchstaben hervorzugehen scheint, etwa an tambour anfang, so hätten wir da eine echte Volksetymologie. Eine vulgäre Volksetymologie wurde daraus, als der Deutsche den calembour zum Kalauer umprägte und dabei entweder an den Ledergeruch oder an die Haltbarkeit der Kalauer Stiefeln dachte, von denen ja die böse Welt behauptet, daß man sie nicht an der Strippe, sondern mit der Sohle nach oben tragen müsse. Wenn aber der Student der klassischen Philologie die Heimat des Kalauers nicht in der Provinz Sachsen, sondern mit komischer Gelahrtheit auf der altgriechischen, an der Küste von Argolis gelegenen Insel Kalauria sucht, so ist dieser Einfall schließlich selber nichts weiter, als ein ganz gewöhnlicher — Kalauer.

Der Buddha und der Buddhismus.

I.

Seit Schopenhauer in die Mode gekommen ist und der Hartmannsche Pessimismus von sich reden macht, wird der Buddhismus so oft erwähnt und dabei so häufig verrathen, daß der Betreffende keine deutliche Vorstellung von der Sache hat, die damit gemeint ist, daß es nicht überflüssig und unwillkommen sein möchte, wenn wir im Folgenden eine gedrängte Uebersicht über die Geschichte des Buddha, seine Lehre und die Entwicklung derselben geben. Man wird dabei inne werden, daß diese Weisheit nicht entfernt verdient, uns deutschen Christenmenschen angepriesen zu werden, und wer das Leben und die Denkart des fragenhaft hochmüthigen, menschenverachtenden, lächerlich selbststüchtigen Philosophen von Frankfurt kennt, wird bedauern, daß ihm die Buddhafigur, die er auf seinem Schreibtisch stehen hatte, nicht in stillen Stunden etwas von der Bescheidenheit und der Menschenliebe gepredigt hat, die ihr Urbild höher stellen als das, was es lehrte.

Der Buddhismus ist theils der Gegensatz, theils der Versuch einer Weiterentwicklung der uns im Bramaismus entgegentretenden Religionsstufe, die